

Der Wahnwitz der Nachkriegsunterhaltung

Daniel Kehlmann, Poetikdozent im Sommersemester 2014, über populäre Genres und seine Vorliebe für postmoderne Erzähler

Herr Kehlmann, Peter Alexander, Ingeborg Bachmann und Fritz Bauer bringt man nicht direkt in einen Zusammenhang. Wie sind Sie darauf gekommen, sofern das nicht das zufällige Produkt einer Google-Suche zum Jahr 1959 war?

Nein, das war etwas, was mich immer schon beschäftigt hat, nämlich der Wahnwitz der deutschen Nachkriegsunterhaltungsfilme. Ich gehöre vielleicht zur letzten Generation, die diese Filme noch im Fernsehen gesehen hat – zu einer Zeit, in der es in Österreich nur zwei Fernsehprogramme gab. Ich habe dann vor ein paar Jahren mit amerikanischen Freunden, die Deutschland an sich ganz gut kennen, über Günter Grass gesprochen. Denen musste ich sagen: Wisst Ihr eigentlich, was Verdrängung heißt? Und dann habe ich ihnen Ausschnitte aus Peter-Alexander-Filmen gezeigt. Die konnten überhaupt nicht glauben, dass es sowas gibt. Als ich mich bei der Vorbereitung meiner Vorlesung mit der Geschichte der Poetikdozentur beschäftigt habe, ging es auch um Ingeborg Bachmann und ihre Vorträge im Jahre 59. Und dann habe ich mir mal angeschaut, was Peter Alexander zur gleichen Zeit gemacht hat.

Es gab in der Zeit aber auch andere Schauspieler und Entertainer ...

Peter Alexander hat sich aber für eine solche vergleichende Betrachtung besonders geeignet, weil er nie etwas anderes gemacht hat. Harald Juhnke oder Conny Froboess haben auch fürchterliche Filme gemacht, aber später Karrieren als ernsthafte Schauspieler gehabt. Peter Alexander blieb hingegen immer der beliebte Unterhaltungskünstler. Man findet bei ihm keine andere Dimension, er ist völlig darin aufgegangen.

Sie haben in der Vorlesung seine Filme als „Konfektionsblödsinn“ bezeichnet ...

... wobei ich mich ja gar nicht über seine Filme aufregen möchte. Vielmehr wollte ich nach den Spuren des Verdrängten in den Verdrängungsprodukten der Nachkriegszeit suchen. Wenn man sich diese Mühe macht, die Filme sich genau anzusehen – 7-8 davon habe ich, mit dem Notizblock in der Hand, rezipiert – dann findet man andauernd seltsame Spuren. In meiner Vorlesung erzähle ich ja in längeren Passagen diese Filme nach, und das macht auch sehr viel Spaß, muss ich zugeben (lacht).

Sie beziehen sich in Ihrer Vorlesung auf sehr viele populäre Texte – sehen Sie diese als Schatzkammern, aus denen etwas „rauszuholen“ ist?

Ja, das sehe ich so. Eine Fundamentalkritik am Populären fände ich dagegen ganz uninteressant. Man kann auch aus der Betrachtung der Populärkultur sehr vieles über die Welt lernen. Bei Tolkiens „Herrn der Ringe“ würde ich dagegen ganz klar sagen, dass es sich um ein literarisches Werk ersten Ranges handelt, auch wenn man angesichts von Zwergen, Spinnen und Orks in einer etwas schwierigen Verteidigungshaltung ist. Ich bin aber nun wirklich nicht der Erste, der sagt, das Tolkiens Werk wirklich ein bedeutendes ist.

Nun ließe sich auch umgekehrt über manche Texte der so genannten Hochliteratur aus den



Prof. Susanne Komfort-Hein, Geschäftsführerin der Poetikvorlesungen, und Daniel Kehlmann. Foto: D. Frank

50ern sagen – und Sie haben das in Ihrer Vorlesung mit Blick auf die Gruppe 47 auch selber angesprochen – , dass sie uns heute nichts mehr bedeuten.

Manche Texte altern eben besser als andere. Ich habe in der Vorlesung ja auch über Borges' Erzählungen der 50er gesprochen. Und die sind heute noch so frisch, als wären sie gerade erst geschrieben worden, überhaupt nicht verstaubt. Meiner Ansicht nach hat sich auch die „Blechtrommel“ gut gehalten, während die Romane von Wolfgang Koepfen uns bei aller Wertschätzung heute nicht mehr so viel sagen.

Sie haben einmal in einem Interview dafür plädiert, dass man sich auch einmal in eine Person hineinversetzt, die in 20 oder 30 Jahren auf unsere heutige Zeit schaut, um die eigene Zeitgebundenheit zu erkennen.

Ja, das hat mich immer schon sehr beschäftigt: In allen Bereichen des Lebens, in der Kultur- und Geistesgeschichte, aber auch in der Alltagskultur, betrachtet man immer den Status quo als das ganz Normale und Unvermeidliche. In der Mode macht man sich lustig über die Dinge von vor 10 Jahren – „wie konnte man nur so herumlaufen!“ – und denkt nicht mit, dass man sich wiederum in 10 Jahren genauso über die heutige Mode lustig machen wird.

Zurück zur Literatur: Sie haben in Ihrer Vorlesung neben Borges auch den Namen Nabokov genannt – beides Autoren, die in der Postmoderne-Diskussion eine große Rolle gespielt, aber es in Deutschland nicht ganz leicht gehabt haben, vielleicht, weil man an der klassischen Moderne, wie sie in den 50ern noch dominant war, zu lange festgehalten hat?

Ja, Nabokov hatte in Deutschland sehr wenig Einfluss. Er hat die Weltliteratur sehr ge-

prägt, aber eben nicht in Deutschland. Als ich mir Ende der 90er Jahre „Fahles Feuer“ („Pale Fire“) gekauft habe, konnte man noch ohne Probleme ein Exemplar der ersten Auflage bekommen. Noch nicht einmal 8.000 Exemplare waren bis dahin von der Hardcover-Ausgabe verkauft worden. Der erzählende Zweig der Postmoderne hat mich ungeheuer stark geprägt, kam aber leider in meinem Literatur-Studium in Wien nicht vor. Zeitgemäße Literatur hatte in der Germanistik der 90er Jahre auszusehen wie die von Ernst Jandl oder Eugen Gomringer – sprachzerstörender Neo-Dadaismus!

Ingeborg Bachmann steht ja auch eher für die Ästhetik der klassischen Moderne.

Ja, das stimmt, wobei sie sich – so lautet meine These – in ihren letzten Jahren immer mehr in Richtung Postmoderne bewegt. Ihre Philosophie der imaginären Orte, ihr Insistieren auf einer nicht-realistischen Literatur: Sie hat sich in Richtung einer verspielteren Form entwickelt, ihr Gedicht „Böhmen am Meer“ wäre dafür ein Beispiel. Sie ist für mich jemand, der die deutsche Literatur hätte internationaler machen können. Aber sie ist früh gestorben, daher weiß man nicht, was daraus geworden wäre.

Man weiß ja, dass die erste Poetikvorlesung in Frankfurt keine einfache war, mit einer gewissen Störung zwischen der Autorin Bachmann und ihren Zuhörern. Wie empfinden Sie Ihre Rolle in Frankfurt?

Ich kann es schwer sagen – man steht zu weit weg – und das meine ich nicht metaphorisch, eher physisch, der Abstand zwischen Pult und Sitzreihen ist so groß, daß man keine unmittelbaren Reaktionen registriert. Die Leute, die zum Signieren kommen, haben jedenfalls sehr positiv und interessiert reagiert. Man könnte natürlich auch

vermuten, dass die, denen es nicht gefällt, auch nicht zum Signieren kommen (lacht). Die einzelnen Vorträge, die ich halte, sind ganz unterschiedlich: Einige sind mehr im Bereich der historischen Hochliteratur angesiedelt. Vielleicht verprellt das den einen oder anderen Zuhörer, der vielleicht lieber mehr über Tolkien oder Stephen King gehört hätte. Und umgekehrt.

Ist das eigentlich etwas Generationsspezifisches – die Begeisterung für populäre und popkulturelle Texte?

Ich glaube nicht, dass das mit dem Alter zu tun hat. „Der Herr der Ringe“ wurde vielleicht durch die Filme in den letzten 10 Jahren populärer, aber das Buch hatte definitiv seine Hochzeit, als die Hippies „Gandolf für Präsident“-Sticker getragen haben. So manche ältere Dame im Publikum hat bereits 1970 gegen Vietnam protestiert und den „Herrn der Ringe“ dabei in der Tasche gehabt.

Wir erleben im Augenblick ein globales Medienevent, nämlich die Fußballweltmeisterschaft in Brasilien. Im Unterschied zu früher muss man sich heute quasi als Intellektueller dazu bekennen, oder?

Ja, man muss, sonst sind alle beleidigt! Ich glaube, Fußball ist die letzte einheitsstiftende Größe in der Gesellschaft. Fußball interessiert die ganze Gesellschaft, in einer ansonsten von sozialen und kulturellen Unterschieden geprägten Welt. Mir geht es ein bisschen auf die Nerven, dass Literaten überall ihre Begeisterung für Fußball thematisieren, Fußballgedichte veröffentlichen oder in einer Literaten-Fußballmannschaft spielen. Ich habe mich ehrlich gesagt nie besonders für Fußball interessiert. Aber erst in den letzten Jahren habe ich den Mut gefunden, dazu zu stehen (lacht).

Interview: Dirk Frank.